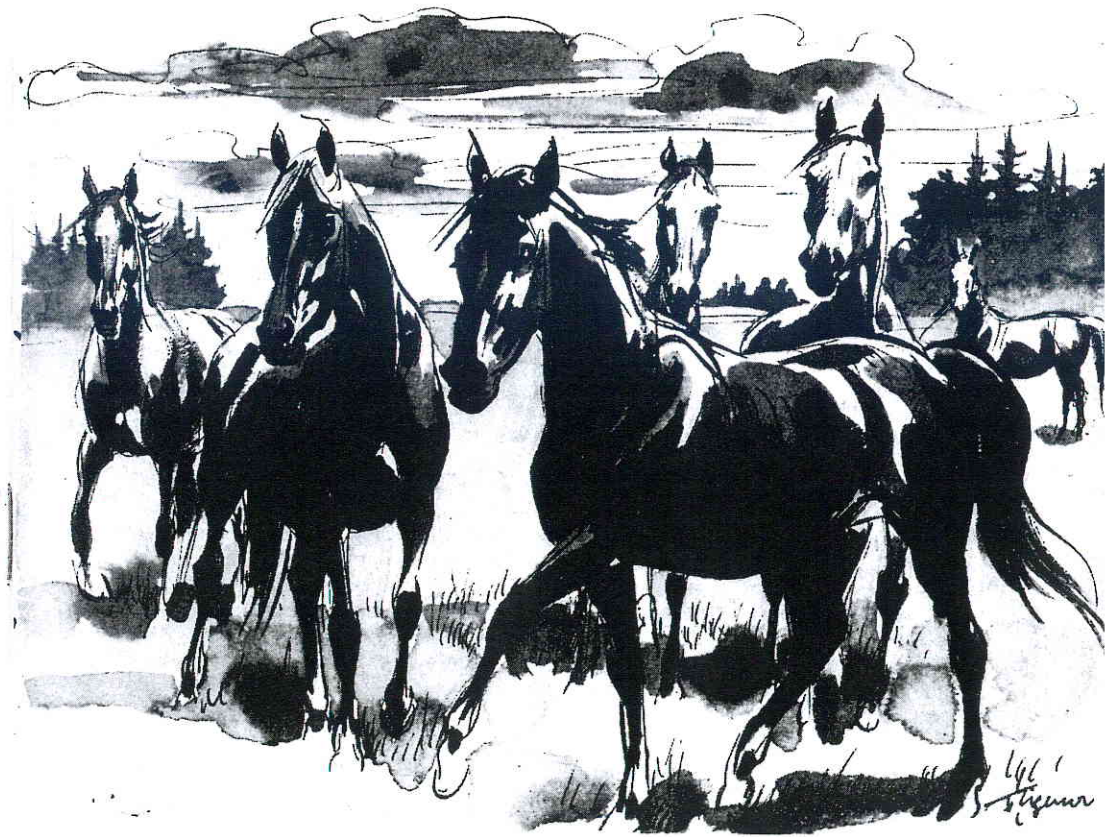


# Tiergeschichten aus Ostpreußen



## INHALTSVERZEICHNIS

Dreihundert schlagende Hufe (William v. Simpson)	3
Ein toller Ritt als Feuertaufe (Susanne v. Baibus)	5
Ostpreußisches Reiterlied (Gertrud Papendick)	9
Warom de leewe Schwienkes önnne Erd' wehle (Karl Plenzat)	10
Hurtig, der Hund (Erminia v. Olfers-Batocki)	11
Wer veel froagt, krieght veel Antwort (Erminia v. Olfers-Batocki)	15
Jagd auf einen Elchschaufler (Martin Kakies)	16
Vom Vogelzug in Rossitten (Johannes Thienemann)	20
Die wilden Schwäne (Walter von Sanden)	22
Rominten, wie wir es lieben (Walter Frevert)	24
Das Opfer (Agnes Miegel)	28

Herausgegeben von der Landsmannschaft Ostpreußen e. V., Abteilung Kultur  
Nachdruck 1984 · Druck: Gerhard Rautenberg, 2950 Leer

WILLIAM VON SIMPSON:

## Dreihundert schlagende Hufe

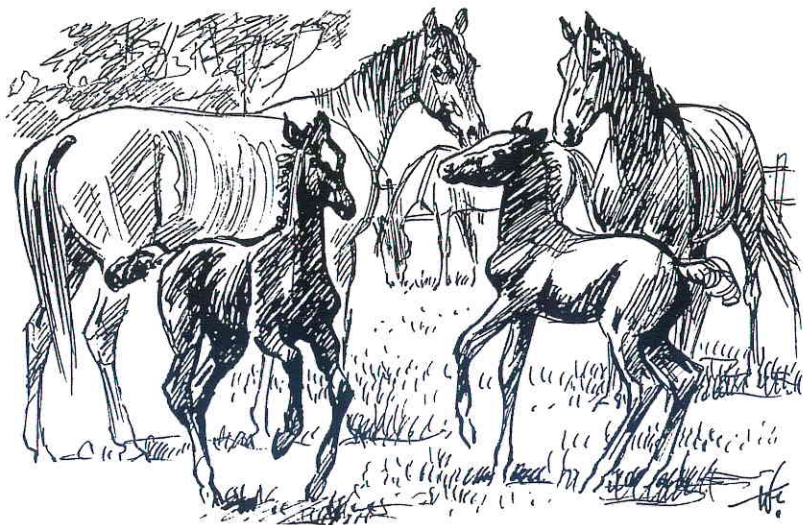
In diesem Kapitel hat der alte, ostpreußische Pferdekennner, dessen Vater das Gut Georgenburg am Pregel mit Gestüt besaß, unsere temperamentvollen Trakehner, ihr Jugendleben auf der Koppel, wundervoll geschildert.

Fried und Gisela galoppierten am Fluß entlang über die weiten saftigen Wiesen. Der Remontemarkt fiel in diesem Jahr aus irgendwelchen Gründen erst in den September. So gingen die achtzig Dreijährigen noch auf die Weide. Drei berittene Hirten, deren schnelle Pferde den Dienst gut kannten, hüteten die ruhig grasende Herde. Erst als Gisela und Fried auf dreißig Schritt heran waren, gingen die feinen Köpfe wie auf Kommando hoch, und achtzig Pferde, die Ohren gespitzt, die Nüstern gebläht, blickten ihnen aus schönen, feurigen Augen entgegen. Ein herrliches Bild, die vielen edlen Pferde, deren blankes Haar in der Sonne glänzte, auf der tiefgrünen Wiese, durch die der breite Fluß geruhsam dahinflöß, unter einem leuchtend blauen Hochsommerhimmel! Die Hirten ließen kein Auge von ihren Schutzbefohlenen. Die langen Peitschen schlagbereit in der Faust, saßen sie wie die Grasteufel auf ihren drahtigen Pferden, sprachen beruhigend auf die Herde ein. Wenn nur ein einziger von den achtzig auf dumme Gedanken kam und das Traben anfang, dann war es geschehen! Dann schnaubten zehn, zwölf andere schnarchten auf, die Schweife gingen hoch, und einige Sekunden später brauste die ganze Herde ab. Doch da nahmen einige der Pferde schon wieder die Köpfe herunter, bald grasten sie alle, als seien die beiden fremden Pferde gar nicht da. Langsam ritten Gisela und Fried um die Herde, zeigten sich gegenseitig ihre Lieblinge, besonders einen hochedlen Muskatschimmel und einen schnittigen Braunschecken konnte Gisela nicht genug ansehen.

Da warf plötzlich ein Dunkelfuchs, der viel vom Vollblüter hatte, den Kopf hoch auf, begann mit dem Schweif zu peitschen und aufgeregt zu schnarchen. Beim ersten Schnarchton fuhren achtzig Pferdeköpfe hoch. Ein allgemeines Schnauben und Prusten setzte ein, wurde stärker, erregter. Achtzig Schweife peitschten erbittert die Flanken. Die Schmeißfliegen stachen entsetzlich heute! Die Hirten wurden unruhig, wickelten die schweren Schläge von den Peitschenstöcken. Da schnarchte ein Brauner laut auf. Wie ein Fanfarenruf klang es. Den Schweif auf die Kuppe gelegt, machte er drei, vier lange, tanzende Schritte, warf sich einige Male — wie unschlüssig — in der Schulter von rechts nach links, von links nach rechts herum, schnarchte noch ein-zweimal fanfarenartig, sprang zum Galopp an . . . achtzig Schweife gingen hoch, zwei Sekunden später brauste die ganze Herde geschlossen in windender Fahrt über die Wiese. Wie die Bälle flogen die Hirten neben der durchgehenden Herde hin. Einem von ihnen gelang es, die Tete zu gewinnen. Die Peitschenschnur über dem Kopf langsam im Kreise drehend, schrie er der kopflos dahinstürmenden Herde sein beschwörendes „Ho, ho . . . ha, hoh“ zu. Unter dreihundert schlagenden Hufen erzitterte der Boden, die Mähnen wehten im Winde, wie die Standarten flatterten die Schweife. Fried

warf einen Blick auf Gisela. Was hatte sie vor? Hinterherjagen? Unter keinen Umständen! „Gisela, nicht nachreiten!“ rief er ihr zu. „Ja, stehenbleiben! Wenn wir nachjagen, werden die erst recht verrückt.“

Er hatte beide Hände voll mit seinem Pferd zutun. Der Wallach war so aufgeregt, daß ihm der Schaum dick auf dem Halse stand. Er warf mit dem Kopf, trat auf der Stelle, schnarchte, hob sich vorne hoch. Wie verrückt benahm er sich! Als dickes Netz spannten sich die Adern über seinem Hals, der Schulter und Hinterhand. Giselas Stute fing auch an, nervös zu werden, schlug mit dem Schweif, warf den Kopf. Sie klopfte ihr den Hals, sprach beruhigend auf sie ein. Nach hundert Metern gelang es den Hirten, die Herde herumzuwerfen.



In rasendem Karracho kam sie zurück, brauste wie der Sturmwind direkt auf Gisela und Fried zu.

„Komm, Gisela, wir nehmen die Tete!“

Kopf an Kopf flogen sie über die Wiesen, hinter ihnen die achtzig Pferde, deren Hufe dröhnend die Erde schlugen. Einen Augenblick legte sich Elfe auf den Zügel, aber Gisela gab geschickt nach und bekam die Stute gleich wieder in die Hand. Frieds Wallach dagegen pullte wie verrückt. Er schien den Kopf ganz und gar verloren zu haben. Nach zweihundert Metern gelang es den Hirten, die Herde aufzufangen. Das Tempo wurde kürzer, aus dem Galopp fielen die Pferde in Trab, nach zwei Minuten standen sie, sahen sich ein paar Augenblicke verwundert um, schon nahm einer den Kopf zur Erde, dort wieder einer, dieser folgte, jener machte es ebenso . . . bald graste die ganze Herde so ruhig, als sei nie das geringste geschehen.

Entnommen aus: William von Simpson  
„Die Barrings“, MOSAIK VERLAG, Hamburg

SUSANNE VON BAIBUS

## Ein toller Ritt als Feuertaufe

Hier schildert eine Schriftstellerin, die aus einem Gut an der Memel stammt, eine Szene aus dem Leben einer typischen ostpreußischen Landfamilie. Die Kinder, die auf dem Pferde aufwuchsen, waren nicht bösartig, wenn sie den neuen Hauslehrer durch unwegsame Pfade jagten. Sie verlangten bei dieser Art Feuertaufe, daß er sich in ihrer Umwelt bewährte.

Drüben auf den Wiesen war nun die Heuernte in vollem Gange. Die Sonnentage mußten ausgenutzt werden, denn es drohte schon wieder Regen. „Dürfen wir heute nachmittag auch hinüber?“ fragte Berni. Vater erlaubte es. „Aber seid vernünftig auf der Fähre.“

„Sie wollten doch auch mit“, wandte er sich an Herrn Backhaus, „ein Pferd steht Ihnen zur Verfügung.“

„Danke“, sagte Herr Backhaus etwas zögernd. Er schien sich nicht sehr auf den Ritt zu freuen.

„Claudia kann Neck nehmen“, erlaubte Mutti. Fein! Neck war sehr beliebt, Nixe weniger, denn sie ließ sich schlecht reiten, war sehr nervös, scheute leicht, sprang ungern und hatte selbst Berni, der am besten ritt, schon mehrmals abgeworfen.

„Dann kann ja Herr Backhaus die Nixe reiten“, rief Ecka naseweis. Vater sah seine Jungen etwas nachdenklich an. „Ich erwarte, daß ihr euch ritterlich benehmt und Herrn Backhaus rücksichtsvoll behandelt. Raszat soll ihm ein Pferd satteln, das der Inspektor nicht braucht.“

Herr Backhaus betrachtete reichlich mißtrauisch den Braunen, den Raszat ihm gesattelt vorführte. Helm war ein starknochiger Wallach. Er war zwar weder scheu noch bösartig, aber ging gern hinter dem Zügel oder biß sich so fest, daß man ihm mehr oder weniger seinen Willen lassen mußte, wenn man nicht den kürzeren ziehen wollte. Herr Backhaus schwang sich hinauf.

„Er ist doch ruhig“, versicherte er sich bei dem Kutscher.

„Wie ein Lamm. Keine Sorge nich'.“ Raszat strahlte. „Aber die Bügel sind zu lang, ich muß sie kürzer schnallen.“

Jetzt kamen die Kinder auf ihren Pferden. Sie ritten ohne Sattel und Steigbügel, nur auf einer Decke. Berni ritt voran, Claudia neben Herrn Backhaus und Ecka hinterher. Im Schritt ging es zum Tor hinaus. Auf dem Sommerweg begann Berni zu traben. Sein Schnick war ein ausdauernder Traber mit langem, gleichmäßigem Schritt. Herr Backhaus empfand hingegen Helms Trab als äußerst unbequem. Er wurde hochgeworfen und fiel hart und kurz in den Sattel zurück. Auf, ab, auf, ab. Der Schweiß brach ihm aus. Konnte dieser verdammte Junge da vorn nicht endlich Schritt reiten? Ecka kam auf seine Seite getrabt. „Ich kann auch ohne Steigbügel Englisch Trab“, rief er seinem Lehrer triumphierend zu.

Fest klemmte er die braunverbrannten Knie ans Pferd und hob sich in gleichmäßigem Rhythmus. „Schritt“, rief Berni plötzlich.

Helm stoppte so überraschend, daß Herr Backhaus ihm auf den Hals fiel und fast mit der Nase anstieß. Erschöpft rückte er sich auf dem Sattel zurecht. Gut, daß es wenigstens jetzt im Schritt ging, den Berg hinunter. Es war ziemlich steil und Helm stolperte. „Nehmen Sie doch die Zügel fester“, rief Claudia ihm zu. Unten an der Memel wurde gerade ein leerer Leiterwagen auf den breiten Spitzkahn geschoben. Die lange Deichsel wurde herausgezogen und auf den Wagen gelegt, die vier Gespannpferde quer davor gestellt.

„Haben wir noch Platz?“ riefen die Kinder.

„Kommt man ropp!“ rief Thilo, der Fährmann.

Die Kinder stiegen ab und führten ihre Pferde auf den Kahn.

„Querstellen mit dem Kopf stromabwärts“, erklärten sie ihrem Lehrer. „Man darf niemals sitzen bleiben oder die Pferde angespannt lassen, sonst kann das größte Unglück geschehen, falls sie unterwegs unruhig werden und ins Wasser springen.“

Die Arbeitspferde und Helm waren das Übersetzen gewohnt. Gleichmütig dösten sie vor sich hin. Die Reitpferde der Kinder jedoch trippelten unruhig hin und her. Die Geschwister standen vor ihren Köpfen, streichelten sie und redeten begütigend auf sie ein. Die Fähre stieß nun mit dem hinteren Ende an Land, die Rückwand wurde heruntergeklappt, und da die Kinder als die letzten auf den Kahn gekommen waren, konnten sie jetzt als die ersten hinunter. Drüben standen schon zwei vollbeladene Leiterwagen, die auf das Übersetzen warteten. Das Ufer war sandig, dahinter kam ein breiter Weidengürtel, der nur an der Auffahrtsstelle zu den Wiesen durchbrochen war. Berni schwenkte links ab in die Weiden hinein, Helm folgte, dann kam Ecka, zuletzt Claudia. Durch die Weiden führte ein schmaler Fußweg. Er schlängelte sich willkürlich hin und her, führte bald über eine kleine Kuppe, dann wieder durch eine Vertiefung und war so schmal, daß die Pferde sich nur mit Mühe durch das dichte Weidengebüsch hindurchzwängen konnten, das über den Köpfen der Reiter zusammenschlug. Die elastischen Ruten bogen sich auseinander, schnellten zurück, kratzten über Beine und Arme, klatschten ins Gesicht. Die Kinder duckten sich auf ihren Pferden und schmiegt die Köpfe an deren Häuse. Herr Backhaus hatte gleich anfangs einen empfindlichen Hieb auf die Nase bekommen und seine Hände und Waden hatten blutige Kratzer. Jetzt riß ihm ein Zweig den Hut vom Kopf. „Ich hole ihn“, rief Ecka und glitt vom Pferd.

„Warum reiten wir diesen Pfad und nicht den Weg, auf dem die Wagen fahren?“ fragte Herr Backhaus.

„Weil es hier so schön ist, wie im Dschungel!“ schrie Claudia von hinten. „Weil wir Enten aufstöbern wollen“, rief Berni von vorne. „Vorwärts und durch, das war der Wahlspruch meines Großvaters, darum ist er auch General geworden“, fügte er ein wenig aufsässig hinzu.

„Aufgepaßt! Gleich kommt der Graben!“

Er gab Schnick einen Schlag und galoppierte an. Die Weiden standen etwas lichter, ein flacher Graben lief quer. Schnick, Schnack und Neck sprangen, Helm zog es vor, einfach hindurchzugaloppieren. Herr Backhaus fiel erst nach vorne und rutschte dann nach hinten, als das Pferd den Grabenrand hinaufsprang. Krampfhaft hielt er sich an der Mähne fest, um nicht aus dem Sattel zu gleiten.

Einen Bügel hatte er verloren. Ecka schwang fidel den Strohhut des Lehrers in einer Hand, während er mit der anderen leicht und sicher die Zügel führte. „Ei, ei, ihm wird so wunderbarlich, so leicht und so absunderlich“, sang er nach einer selbsterdachten Melodie. „Gleich kommen wir zu den Teichen!“ Berni verschwand im Weidengestrüpp. Herr Backhaus sah jetzt überhaupt keinen Pfad mehr. Die Augen tränkten ihm, denn ein zurückschnellender Zweig hatte ihn neuerdings getroffen. Er versuchte Helm zurückzuhalten, doch der drängte den anderen Pferden nach. Die Weiden rissen ihm fast die Kleider vom Leib. Da, ein knatterndes Geräusch, ein Getöse, ein Geschnatter, Hunderte von Enten stiegen auf. Schnack machte erschrocken einen Satz und stieß gegen Helm, der keilte aus.

„Nun reitet doch schon weiter!“ schrie Claudia.

Vor ihnen blinkte es. Mitten in den Weiden lag der Teich. Die Pferde trappelten unruhig, sie prusteten, schnaubten und schlugen mit den Schwänzen nach den Mücken und Bremsen, die hier in Schwärmen über sie herfielen.

„Donnerwetter, waren da Enten! Haben Sie gesehen, Herr Backhaus?“ Aber der antwortete nicht. Mit einem Taschentuch trocknete er sich den Schweiß von Stirn und Wangen. Er war sich nicht klar, ob die Kinder ihn absichtlich dieser fürchterlichen Tortur aussetzten. Sie schienen nichts dabei zu finden. Berni zeigte mit der Hand auf eine schmale Stelle. „Dort ist die Furt, da müssen wir durch. Es geht ziemlich tief hinein, aber keine Sorge, Herr Backhaus, ich kenne die Stelle genau. Sie müssen nur dicht hinter mir bleiben, am besten immer Helms Nase an Schnicks Schwanz.“ Er sah aus wie ein Zigeuner, der braune Junge. Seine schwarzen Haare, von den Weiden zerrauft, hingen ihm tief in die Stirn, die Zähne blitzten in dem lachenden Gesicht.

„Also los, reiten wir durch“, sagte er.

Claudia streifte Sandalen und Socken von den Füßen.

„Es ist besser, Sie tun das auch, Herr Backhaus. Krempeln Sie sich die Hosen auf, sie werden sonst naß.“

„Bleiben Sie auf dem Pferd sitzen, wir helfen Ihnen.“ Im Nu waren die beiden Jungen bei ihm und zogen ihrem Lehrer Schuhe und Strümpfe aus. Sie stopften die Socken in die Schnürstiefel.

„Ich habe einen Ring an meinem Gurt, da knüpfe ich sie an, dann brauchen Sie die Schuhe nicht zu halten“, bot Ecka hilfsbereit an.

Herr Backhaus war so zermürbt, daß er alles mit sich geschehen ließ.

„Also nicht abweichen, genau mir nach“, mahnte Berni.

Schnick prustete und trat vorsichtig ins Wasser. Es ging tiefer und tiefer. Die Jungen halten die Beine hochgezogen, sie knieten auf ihren Pferden. Herrn Backhaus reichte das Wasser schon über die Knöchel, doch er sagte nichts. Selbst wenn sie ihn umbrächten, würde er keinen Ton von sich geben, das hatte er sich geschworen. Sicher lenkte der Junge vor ihm seinen Rappen durch den Teich. Mit einem Satz nahmen die Pferde nacheinander das steile Ufer und nun lagen die weiten, grünen Wiesen vor ihnen, am Horizont vom Wald begrenzt. An dieser Stelle war das Heu schon fortgeschafft, in der Ferne sah man ein paar Leute arbeiten.

„Heißa juchje, Galopp!“ kommandierte Berni.

„Ku-i-i-i-i!“ antworteten Ecka und Claudia. Los ging's! Schneller und immer schneller. Herr Backhaus klammerte sich krampfhaft an die Zügel. Helm machte

den Hals steif. Neck hinter ihm geriet in Eifer. Ihn packte der Ehrgeiz, er wollte vorne sein. Claudia mühte sich, ihn zurückzuhalten. Es gelang ihr nicht, er ging einfach durch. Sie preschte an den andern vorbei und riß dadurch Helm mit, der nun auch in vollem Lauf dahintraste. Herr Backhaus bot jetzt einen wahrhaft unglücklichen Anblick. Die verlorenen Bügel schlugen Helm gegen den Bauch, so daß er, davon angestachelt, immer tollere Sprünge machte. Mit hochgerutschten, schmutzbespritzten Hosen und fliegenden Rockschoßen bemühte sich der Lehrer, im Sattel zu bleiben.

Würde denn dieser tolle Ritt nie ein Ende haben?

Inzwischen waren sie den Heuarbeitern näher gekommen. Der Inspektor stand dort mit seinem Gaul und sah lächelnd die wilde Jagd herankommen. Sein Pferd wieherte. Helm machte unerwartet eine Wendung und galoppierte auf den Stallkameraden zu. Doch da lag Herr Backhaus schon auf der Wiese.

„Ku-i-i-i-i!“ trillerten die Jungen und jagten Claudia nach, die ihren Neck immer noch nicht halten konnte.

Der Inspektor war hinzugesprungen und hatte Helm am Zügel genommen. Herr Backhaus rappelte sich langsam auf und kam angehumpelt. Er war es nicht gewohnt, barfuß zu gehen. Die Grasstoppeln stachen erbärmlich. Seine Schuhe aber baumelten irgendwo in weiter Ferne an Eckas Pferd. „Das sind kleine Racker“, meinte der Inspektor. „Macht nichts. Ein jeder Reiter trennt sich mal vom Gaul. Sie haben doch nicht Schaden genommen? Aber die Wiese ist ja weich.“

„Ob er dem Vater petzen wird?“ fragte Ecka.

„Eigentlich hat er sich famos gehalten, hätt' ich ihm gar nicht zugetraut“, sagte Berni anerkennend.

Entnommen dem im EUGEN SALZER-VERLAG, Heilbronn erschienenen Buch „Paradies an der Memel“, von Susanne von Baibus.

„Es gibt weder Feindschaft, Neid,  
Politik noch Krieg unter Pferden  
Freude tragen sie mit Stolz  
und Armut mit Geduld.  
Sie dienen Reichen wie Armen  
ohne Unterschied.  
Sie leben in jedem Erdteil,  
unter allen Völkern  
als von Gott dem Menschen geschenkte  
Diener und Gefährten.“

GERTRUD PAPENDICK

## Ostpreußisches Reiterlied

Nach der bekannten Weise von „Prinz Eugen“ zu singen, schuf Gertrud Papendick das ostpreußische Reiterlied, das an friedliche Jagden, aber auch an Reiterkämpfe um das oft bedrohte Heimatland erinnert. Wie der „Prinz Eugen“ ist es zum geschichtlichen Lied geworden.

Deine Söhne, Land im Osten  
auf der Grenzwacht letztem Posten  
stehn, die Hand am Sattelknauf.  
Daß ein jeder Reiter werde,  
wuchsen deine edlen Pferde  
aus dem Heimatboden auf.

Horch, es klingt aus alten Tagen  
wildes Lied und Heldensagen,  
Reiterkampf auf grüner Heid!  
Vaterlands- und Brudertreue,  
stets bewahrt, bewährt aufs neue, —  
Reiter, denkt der alten Zeit!

Kameraden, aufgesessen!  
Wird kein Hindernis gemessen,  
wenn das Herz im Felde fliegt.  
Jagdgalopp auf grünen Weiten  
seht, wir reiten durch die Zeiten  
ungehemmt und unbesiegt.

Sind der Heimat eingeschworen,  
sind dem Sattel schon geboren  
und auf ewig ihm geschenkt.  
Denn die Preußenreiter reiten,  
bis sie aus dem Sattel gleiten,  
wenn der Tod die Flagge senkt.

Heil'gen Brauches sind wir Erben, —  
laß ihn, Herrgott, nimmer sterben,  
unsrem alten Reitergeist!  
Gib uns deines Windes Schwingen  
einst, wenn die Fanfaren klingen  
und es wieder reiten heißt.

Wohl, dann werden unsre Scharen  
wie ein heilig Wetter fahren  
durch die Nacht, die dich bedroht, —  
Preußenerde, Heimaterde!  
Von den Rücken unsrer Pferde  
grüßen wir das Morgenrot!

## „Warom de leewe Schwienkes önnne Erd' wehle . . .“

Karl Plenzat, der bekannte Sammler ostpreußischen Volksgutes, gibt hier ein Märchen in ostpreußischem Platt wieder, wie man es sich an den Winterabenden erzählte. Verwandte Erzählungen kennt man in allen Teilen Deutschlands, z. B. die Geschichte vom dicken, fetten Pfannekuchen. Weil diese Geschichte wohl jeder kennt, wird es nicht schwer sein, die plattdeutsche Fassung zu verstehen.

Et wäere emoal drie ole Wiewerkes, dee wullde sek so jeeren e Kuckelke backe. Ower se hadde keen Mehl nich mehr. Doa säd de een: „Wenn wi dem Backtrog got utkratze?“ On de andre säd: „On wenn wi de Mehlkist utfäje?“ On de drödd: „On wenn wi de Moll rein affschroape?“ On denn reepde se alle drie wie uter Pistol jeschote: „Denn kreej wi am End doch noch e kleenet Kuckelke!“ On wi se jesäggd hadde, so word es jedohne. Se kratze dem Backtrog ut, on doa hadde se all e kleenet Hupke Mehl, on se fäjde de Mehlkist ut, on doa hadde se all e böbke mehr, on toletzt schroapde se de Moll aff, datt se foorts ganz blank word, on doa hadde se all so veel, datt dat e Kuckelke affjäwe kunn. Doa hold de eene noch e Toppke Melk, on de andre klaud noch e Eike vār, on de drödd brochd noch e böbke Schmolt, on denn rährde se aller samme. Dat Kuckelke gung opp, on se schuwde öm önnne Oawe.

Wie nu e Wielke rom wār, doa säd de eene: „Ek mott doch emoal sehne, ob ons Kuckelke noch nich goar ös!“

On wie se de Oawedeer oppmoakd, doa wār ons Kuckelke all ganz reesch on brun. On wiel de beide andre Wiewerkes ok so jeern dat Kuckelke wullde rutatehne, funge s' sek to kabbele, on eene deed de andre steete, on — schwupp widewupp — häste nich jesehne — wār ons Kuckelke utjeräte. Et sprung dorch de ganze Küch on hoppsd äwere Schwell on rennd länge Wech — häste nich jesehne — ömmer wieder on ömmer wieder on ömmer fixer on ömmer fixer on e<sub>p</sub> de drie ole Wiewerkes sek besonne hadde, wār et all äwer alle Barg.

Wie dat Kuckelke so rennd, käm e Hoaske entjeje, dat säd: „Kuckelke, wo rennst du hen?“ On dat Kuckelke säd: „Dree ole Wiewerkes hääbe sek affjeratzt, hääbe mi ut Kist on Trog on Moll tosammejekratzt, dee si ek utjeräte. On di, Hoaske-Poaske, war ök ok weglope!“ On doomit beend et ut — häste nich jesehne, ömmer wieder on ömmer wieder on ömmer fixer on ömmer fixer. On wie et önnne Wold käm, doa wār de Foss, dee säd: „Kuckelke, wo rennst du hen?“ On das Kuckelke säd: „Dree ole Wiewerkes hääbe sek affjeratzt, hääbe mi ut Kist on Trog on Moll tosammejekratzt, dee se ek utjeräte, on dem Hoaske-Poaske si ek utjeknäpe, on di, Fuchske-Puchske, di war ek ok weglope!“ On — häste nich jesehne — ömmer wieder on ömmer wieder on ömmer fixer on ömmer fixer. On wedder no e Wielke, doa käm e groter bunter Hund, dee

belld: „Kuckelke, wo wellst du hen?“ On dat Kuckelke säd: „Dree ole Wiewerkes hääbe sek affjeratzt, hääbe mi ut Kist on Trog on Moll tosammejekratzt, dee si ek utjeräte, on dem Hoaske-Poaske si ek utjeknäpe, on dem Fuchske-Puchske si ek utjeböxt, on di, Hundke-Buntke, war ek ok noch weglope!“

On — häste nich jesehne — ömmer wieder on ömmer wieder on ömmer fixer on ömmer fixer. On toletzt käm de ole, jriese Suu. De säd: „Kuckelke, wo rennst du hen?“ On dat Kuckelke säd:

„Dree ole Wiewerkes hääbe sek affjeratzt, hääbe mi ut Kist on Trog on Moll tosammejekratzt, dee si ek utjeräte, on dem Hoaske-Poaske si ek utjeknäpe, on dem Fuchske-Puchske si ek utjeböxt, on dem Hundke-Buntke si ek utjeröckt, on di, ole jriese Suu war ek ok noch weglope!“ „Kuckelke“, säd de ole jriese Suu, „kannst mi dat nich noch eenmol önt Ohr sägge? Ek si e böbke doof.“ On dat domme Kuckelke käm ganz dicht an de ole jriese Suu ehr Ohr on schreej: „Dree ole Wiewerkes hääbe sek affjeratzt, hääbe mi ut Kist on Trog on Moll tosammejekratzt, dee si ek utjeräte, on dem Hoaske-Poaske si ek utjeknäpe, on dem Fuchske-Puchske si ek utjeböxt, on dem Hundke-Buntke si ek utjeröckt“, on wi etjroad sägge wulld: „On di, ole jriese Suu war ek ok noch weglope!“ doa schnappd dat Deer to on bät öm eene Hälft aff on frät se opp. On wenn de andre Hälft in ehr Angst on Biesternis nich ön e deepet Musloch jekrope wār, denn wār ok met ehr aller jewese.

Nu ower fung de ole jriese Suu an to seeke on to schnuppere, denn de eene Hälft von dat Kuckelke hadd ehr doch allto got jeschmeckt. Ower se kunn öm nich finde. On se wehld on wehld önnne Eerd, bet datt se sek de Näs ganz oppjestukt hadd.

Doa reep se ehre Farkelkes on vertellde enne von dat Kuckelke, on de Farkelkes funge ok an to wehle on no dat halwe Kuckelke to seeke, bet datt ok se aller ganz oppjestukte Näskes hadde.

On wie de Farkelkes grot wäere, doa vertellde se wedder ehre Farkelkes von dat halwe Kuckelke, wo önnne Eerd steckt on so utnähmend got schmecke sull. On von dena Tiet an wehle alle Schwienkes önnne Eerd, on hääbe aller oppjestukte Näskes, on jedret denkt: „Och, och, och, ek find ganz jewess dat halwe Kuckelke.“

ERMINIA v. OLFERS-BATOCKI

## Hurtig, der Hund

Diese erstaunliche, wahre Geschichte ereignete sich vor 50 Jahren nach Ausbruch des ersten Weltkrieges auf dem Vorwerk Braxeinshof, der Schäferei des Gutes Tharau.

Als der erste Weltkrieg im August 1914 begann, war ich meiner ostpreußischen Heimat fern. Es war mir schwer, nicht in Gut und Dorf helfen zu können, und besonders litt ich darunter, aus dem schwer bedrohten Ostpreußen keine Nach-

richt zu erhalten. Endlich schrieben die Tharauer, das alte Zuhause sei von Feinden frei und warte auf mich. Das Wiedersehen mit den ältesten und jüngsten Dorfbewohnern war ein herrliches Erleben — jeder erzählte von seinem Schicksal. Nur der Schäfer war nie zu sehen, den mußte ich suchen und schaute über den zerbrochenen Gartenzaun. Ja, fern auf der Wiese weideten die Schafe. Hell hoben sich die beweglichen jungen Lämmchen von den grauen, ruhigen Körpern der Mutterschafe ab. Und neben des alten Schäfers Gestalt erkannte ich den weißen Hund. Sollte der alte Hurtig noch leben? — Bald saßen wir auf dem Grabenrand einander gegenüber, der Schäfer und ich, und der Hurtig beschnupperte mich freundlich wedelnd. „Ja, der — dem haben wir viel zu danken, der hat uns die ganze Herde gerettet.“ — „Der Hurtig? Wie denn?“, und ich strich dem Hunde über das zottige Fell. — „Die Frau kann zu Haus unsere Angedenken zeigen: ein blutiges Stück Holz, einen Distelbusch mit Hundehaar, einen Kaddickast mit Schafwoll dran. Na, und der Hurtig klagt auch noch mit der lahmen Pfote.“ — Was mir dann der Schäfer berichtete, konnte ich mir etwa folgendermaßen vorstellen:

Das Viereck des Vorwerks lag in Sonnenglut. Wegen der Hitze hatte der Schäfer die Herde heimgetrieben. Schwer atmend standen die müden Muttern eng zusammengedrängt im geräumigen Stall. Der Schäfer zog die Leitern vor, die als Hürden den Stall einteilen, ließ die Tür offen und ging mit seinem Hunde quer über den Hof. Im Hause hantierte die Schäfersche am Herde, schöpfte die irdenen Schiewen voll und setzte das Hundeschälchen an den gewohnten Platz. „Frau“, sagte der Schäfer und hing die schweißigfeuchte Mütze an den Balken, „heut müssen wir beide Korn laden, ich laß die Schaf' im Stall. Es ist Zeit einzufahren, hörst nich, daß schon donnert?“ — „Ach Mann, wenn das bloß Donner war — aber mir schwant, das sind Kanonen.“ „Meinst, Frau? Was wird denn?“ Sie begannen still und langsam zu essen. Der Hurtig leckte nur rund um den Schüsselrand und sah sich ab und zu nach der offenen Tür um. Wagenrollen kam näher. Einspännig jagte ein Wagen über den Hof. Eine Frau, die die Leine lenkte, schrie, mit der Peitsche ans Fenster schlagend: „Spannt an! Spannt an — de Russe sinn all in Schrombehne, un Dolstedt brennt!“ Da stand schon der Schäfer auf dem Holzhaufen und sah, daß Wagen hinter Wagen quer über Feld fuhr. Dann lief er in den Gespannstall, riß zwei Pferde heraus, griff nach Sielen, entlud hastig den bepackten Grünfutterwagen, spannte an, fuhr vors Haus: „Frau — pack auf was du kannst, fahr los — ich bleib bei die Schaf!“ Da schüttelte die Schäfersche hart zupackend seinen Arm: „Allein fahr ich nich, Mann — denn finden wir uns nie wieder!“ — „Ich bleib bei die Schaf“, entschied er und schritt zum Stall. Aber da entschloß er sich doch — der Frau wegen — mitzufahren. Die Schafe blökten ihm — wie immer — entgegen. Hundertfünfzig Augenpaare schillerten ihm grünlich aus der Dunkelheit entgegen. Da war der Hund nachgekommen, freute sich, die Herde zur Weide zu begleiten. Die harte Männerhand krawlte das weiche Hundefell. „Hurtig“, flüsterte der Schäfer, „darfst nich verhungern. Nehm ich dich mit, rennst doch zurück — mein Hundche, da is besser der Strick.“ Den warf er über den Balken, da fühlte er an seiner Hand die leckende Zunge des Tieres. Er zog das Messer aus der Hosentasche und schnitt mit schnellem Griff den Strang durch: „Hurtig — ich kann dir nich aufhängen — bleib zu Haus.“ Er wischte sich mit dem Hemdärmel über die Augen, stieg über die Hürde, die die offene Stalltür versperrte, und lief zum Wagen. Er packte das Letzte auf, stieg der Schäferschen nach übers Rad und



trieb die Pferde an, um den Nachbarn hinterherzufahren, die schon in den Eichenweg einbogen. — Der Schäfer dachte Tage und Nächte an Hund und Herde. — Hurtig war bei den Schafen geblieben. Ging er hinüber an sein Schälchen, war das leer. Hühner machten sich über die Essenreste auf dem Tische her. Dann legte sich Hurtig auf die Stallschwelle. Die Schafe wurden unruhig, einige Lämmern zuckten ermattend im Stroh. Fern rollten Räder und wieder Räder — leichte — schwere — alle in derselben Richtung. Auf dem Eichenweg gingen viele Männer — so dicht wie Herden. Einige lösten sich von der Reihe, kamen aufs Vorwerk, untersuchten die Gebäude, griffen sich zwei Schafe, banden denen die Füße zusammen und trugen sie fort. Der Hund jagte, bissig bellend, hinterher, fühlte einen Schmerz, hörte einen Knall, jaulte auf und leckte an seiner blutenden Pfote.

Nächte und Tage hindurch wartete und wachte er. Er beobachtete, daß die Herde immer unruhiger wurde. Die Schafe wollten über die Hürden klettern und schoben sich mit Gewalt gegen die Hemmnisse, ohne daß die Leitern sich bewegten. Es war nun wieder einmal Zeit zum gewohnten Hütegang. Da leckte sich der Hund nochmals seine kranke Pfote, sprang über ein paar Hürden und rüttelte an den Stäben. Ein Stab schien lose zu sein. Er faßte das Stroh mit den Zähnen, um Bahn zu schaffen, er kaute an dem Holz und spie die Splitter aus, er nagte, er riß an der Sprosse, die merklich dünner und mürber wurde. Er legte sich hustend hin, um wieder Kraft zu sammeln. Die aufgeregten Schafe störten ihn und wollten gewaltsam hinaus. Endlich gelang die schwere Arbeit. In zwei Tei-

len löste sich die Sprosse aus dem Leiterbaum. Eine Mutter nach der anderen, gefolgt von ein oder zwei Lämmern, zwängte sich durch die Lücke über die vom Blut gefärbte Sprosse hinweg. Eilig ging es den gewohnten Weg entlang bis zur Mergelkaule. Da zeichneten bald Hunderte harter Zweihufer den lehmigen Uferand. Und weiter trieb des Hundes Ortssinn die Herde in den Wald. An der Palwe, etwas außerhalb, wuchs eine riesige Klettenstaude. Hinter dieser war Deckung. Durch die stacheligen Stengel spähend schaute des Hundes scharfes Auge über Weg und Feld, ob Schäfer oder Schäfersche endlich zurückkamen. Einmal kamen viele Wagen auf den Hof. Aber das waren keine Heimatlichen, das waren gewiß auch Diebe, die Schafe holten und Hunden wehtaten. Vor denen mußte die Herde geschützt werden. Der Hürtig zog nun immer engere Kreise um seine, zwischen Bäumen weidenden Pflöge. Er kannte die von Morast umgebene Insel, die trockene Stelle auf der Palwe. Es gab nur eine Stelle, auf der man die Schafe dorthin jagen konnte. Mit verhaltener Stimme bellend, führte er ein Schaf nach dem anderen zwischen zwei Kaddicksträuchern hindurch, deren stacheliges Grün nach der weichen Wolle griff. Drei Tage und zwei Nächte ließ er die Herde dort im Versteck und suchte, sich hinschleichend, ab und zu die Klettenstaude auf, um das Vorwerk zu beobachten. Da waren viele fremde Männer. Aber plötzlich ward das donnernde Getöse stumm, in aller Eile zogen die fremden Eindringlinge fort. Wagen kamen den Eichenweg entlang zurück in alle benachbarten Höfe.

Bis Sonnenaufgang blieb der Hund auf der Insel im Morast. Von ihm unbenutzt kam der Schäfer zurück und ging gleich in den Stall. Der war leer. Seine Hand bückte sich nach einer von trockenem Blut befleckten Leitersprosse. Vom Balken hing noch der Strick. Aber wo war der Hund, wo blieben die Schafe? Hatte der Feind alles fortgetrieben? Der Schäfer stieg auf seinen Holzhaufen — hart knackte das trockene Strauchwerk unter seinen Füßen. Sonst kein Laut auf dem verlassenen Hofe. Des Schäfers Finger hoben sich zum Munde. Ein langer, scharfer Pfiff gellte in die Ferne zwischen den Gebäuden hindurch. Von hier war freie Sicht den Weg entlang. Noch ein Pfiff durch die Finger. Da kam eine windgetriebene Staubwolke den Weg entlang — immer schneller — immer schneller — und voran jagte etwas schneeweißes — immer rascher — sich überkugelnd —, aber mit hinkendem Fuß. Hürtig erklimmte das Holz, sprang an seinem Herrn empor — der nahm ihn in die Arme, ließ sich Gesicht und Bart lecken. Dann machten die zappelnden Füße sich los, liefen zurück zur Herde. — Hürtig führte, die buschige Rute wie eine Fahne hoch haltend, die gerettete Herde seinem Herrn entgegen.

Aus „Ostpreußische Dorfgeschichten“ mit freundlicher Genehmigung des Verlages Gerhard Rautenberg, Leer.

#### Wörterklärungen zum nebenstehenden Gedicht

Kattke = Kätzchen, Mimi = Miese, deerdt = trauest dich, schwöant = ahnt, Mutschke = Mütterchen, dunet = daunenweiches, wennehr = wann, Weekes = Wochen, Heekes = Männchen, Seekes = Weibchen, Lucht = Boden, Romeie = Kamillen, Holtschuer = Holzstall, Beenekorf = Bienenkorb, Schien = Scheune, bute = draußen, Owerähr = Ofenröhre, Pootkes = Pfoten, tertehne = erziehen, aufziehen, Marjelkuul = Mergelkaule, Kalkgrube.

### Wer veel froagt, kriegt veel Antwort

Nu sägg emool an, mine leewe Mimi,  
ons wittbuntet Kattke: Wat es dat met di?  
Best doch noch jestre so schwöar jegange,  
deerdsd di nich moal e kleent Muuske to fange,  
— hiede kömmt lostig dorch't Fenster jesprunge.  
Kattke — mi schwöant — ek glow: Du häst Junge!

Brotke wellst hääbe? Schmandke wellst leckte?  
Mauke, wo dädsd dine Kinder verstecke?  
Budsd ok e Nestke, e dunet on weeket?  
Best nu e Mutschke, e leewet on reeket!  
Weveele häste? Mehr Heekes? Mehr Seekes?  
Mauke, vertell: Wennehr kämscht inne Weekes?

Miesekatt säggt nuscht. Se reckt sek no'm Eete,  
schnurrt: „Leewet Fruke, wat brukst du dat weete?  
Wo — on weveel — on wat drom on wat dran,  
jait mi alleen on sunst keenem nuscht an.“  
Mauke, ek well se man beetke besehne,  
wies' mi dem Wech hen, wo häst diene Kleene?

Häst opper Lucht dine stelle Versteck  
mangke Romeie on Feddersäck?  
Häst se im Holtschuer onderem Torf  
ower inne leddje Beenekorf?  
Häst se wo inner Schien mangkem Flass  
ower wo bute im Weesegras?  
Kattke, on wenn dat aller nich wär, —  
häst se amend inne Owerähr?

Mauke häft ehr Frähstück jeschleckt,  
häft sek de Pootkes affjeleckt,  
schnurrt: „Miene Kinder brukst keener to sehne,  
war woll verstoahne, se selwst to tertehne.  
Fruke, — si stell, — red mi nich ommet Muul!  
Findst se — rin inne Marjelkuul!  
Fruke — de Melk stell mi warm oppe Platt!“  
Een Wupp dorchet Fenster, — wo bleew de Katt?

Aus ihrem Gedichtband „Hoch- und Plattdeutsche Gedichte aus Ostpreußen und aus dem Zufluchtsland“ mit freundlicher Genehmigung ihrer Tochter Hedwig v. Lölhöfel, München 61, Posener Straße 3.



## Jagd auf einen Elchschaufler

Martin Kakies ist am nördlichen Ende der Kurischen Nehrung, im eigenartigen Schwarzort, zu Hause. Dort hatte er viel Gelegenheit, Elche zu beobachten. Fesselnd schildert er seine Jagd-erlebnisse.

An der Skatull, einem der zahlreichen Arme in dem verzweigten Geflecht der Memelmündung, hatten Fischer an einem Tag Anfang September einen mächtigen Elchschaufler gesehen.

„Schaufeln, wie so ein paar Bretter“, sagte mir später Fritz, der Kahnschieber, der an jenem Morgen mit dabeigewesen war und mit dem zusammen ich nun schon seit vielen Tagen den Kapitalschaufler suchte, um eine Aufnahme von ihm zu machen. „Und Enden hatte er, an jeder Seite soviel wie ich Finger an beiden Händen!“ Bei diesen Worten hob er die Hände und spreizte die Finger so weit wie er nur konnte. Seine Augen leuchteten, sooft er mir von jenem Morgen erzählte.

Wir haben ihn viele Tage gesucht, und das war schön. Viel schöner noch, als wenn uns sein Anblick schon auf der ersten Pirsch geschenkt worden wäre.

Auf den Wiesen wird jetzt der Grummet geerntet. Bevor noch aus den Lagerfeuern der Mäher der dünne Rauch und der Dampf des Kaffeewassers in den kühlen Morgen steigen, sind wir unterwegs. Spät abends, wenn irgendein einsamer Jäger auf den Entenzug schon lange den letzten Schuß abgegeben hat, kehren wir müde und hungrig heim. Noch im Dunkeln glüht die Sonne auf unseren Gesichtern.

Wir spähen von den Flußarmen und Altwässern in die Lücken der Gebüsche. Von den einsamen Pappeln und Weiden, von denen wir die Wiesen auf Kilometer überblicken können, und von den hohen Heuhaufen, die noch von dem ersten Schnitt hier stehen, prüfen wir mit dem Glas jede Stelle, die nach Elch aussieht. In den weiten Schilfmeeren schleichen wir auf den festgetretenen Wechsellinien der Elche entlang, so leise, als wandelten wir auf verbotenen Pfaden, und wenn wir stillstehen und lauschen, ist oft nicht ein Ton zu hören außer unserem Atem. Wir kampieren an den nächtlichen Lagerfeuern der Schnitter, die manchmal mitten in der Nacht in ihren Rohr- und Grashütten von Elchen erschreckt werden. Einmal werden wir in nächtlicher Finsternis lange Zeit von einem Zollbeamten verfolgt; er hielt uns für Schmuggler. Wir haben eine herrliche Zeit, und wir leben wie Indianer. Von unserem Kapitalschaufler aber hören und sehen wir nichts.

Der letzte Tag des September scheint mit seiner milden Süße die abgeklärte Schönheit der Vortage noch übertreffen zu wollen. Wir gleiten zwischen den Ufern mit ihrem buntfarbigen Laub wie in einem Traumland dahin. An dem herbstlich klaren Himmel schwimmen dicke Wolken. Das Boot, leise vorwärts geschoben, jagt behutsam nach ihren Spiegelbildern. Scharen von Möwen schneiden weiße, gezackte Bilder in die blaue Luft.

Wir ziehen den Kahn an das Ufer und verschwinden in den unübersehbaren Schilfbreiten des Helenawerders, dieser größten Insel vor der Memelniederung. Wie das ferne Rauschen des Meeres umgibt uns das Gewisper der braungoldenen Wedel.

Wieder suchen wir ihn Stunden hindurch.

Einmal stehen wir, wie schon so oft, vor sumpfigen Rohrflächen und verschilften Teichen. Hinter ihnen zieht sich lang und schmal ein Erlenwäldchen.

Wir verabreden einen Plan. Dann arbeitet sich Fritz bis zu den Erlen durch.

Zehn Minuten vielleicht vergehen. Zehn Minuten, in denen mit mir zugleich alles zu lauschen scheint, was einen Herzschlag auf dieser Insel hat . . .

„Der Schaufler!“

Wie herrlich dieser Ruf durch die Wildnis klingt! Endlich, nach Wochen, haben wir ihn aufgestöbert!

Wohin wird er ausbrechen? Wird er hier die Blöße queren?

Aber alles bleibt still. Als kaum noch eine Aussicht besteht, daß der Schaufler kommen wird, dringe ich durch Röhrlicht und Wasser in das Erlenwäldchen vor. Fritz kann sich vor Aufregung gar nicht halten: Der Kapitalschaufler! Ganz dicht! Auf zehn Schritte höchstens!

Er hatte, als er den stöhnenden Brunftruf eines Elches hörte, sofort hinter einem Erlenstamm Deckung genommen. Über die hohen Brennesseln hinweg sah er nun, wie ein Schaufler, den Windfang am Boden und unterdrückt rufend, ihm auf einem Wechsel entgegengezogen kam. Der lange gesuchte Schaufler von der Skatull! Er konnte jede Einzelheit erkennen . . . Schließlich blieb der Elch stehen, hob den Windfang, kehrte sich langsam um und verschwand ohne jede Eile in der Richtung, aus der er gekommen war.

Der Schaufler also ist da; aber wie nun sein Bild bekommen? Es ist fast aussichtslos. In dem modrig riechenden Wald herrscht mitten am Tage dämmeriges Zwielicht, und zwischen dem Fallholz wuchern mannshohe Brennesseln und Wasserhanf und versperren die Aussicht.

Hier zu warten wäre sinnlos. Umgehen können wir ihn nicht, dazu ist der Wald zu schlecht, und Sümpfe und Tümpel versperren uns den Weg. Also werden wir ihm langsam nachpirschen, ein Stück wenigstens. Vielleicht glückt es, ihn auf halbwegs freier Fläche zu fassen.

Es ist eine aufregende Geschichte. Überall kann er stehen oder sich niedergelassen haben. Hört er uns, dann bricht er fort, und wir haben ihn vielleicht zum letzten Male gesehen. Schritt für Schritt schieben wir die Zweige auf dem Boden zur Erde, setzen vorsichtig den Fuß. Kein verräterisches Knacken darf zu hören sein.

Es dauert fast eine halbe Stunde, bis die erste Waldblöße vor uns liegt.

Unter uralten Weiden steht ein Haufen Wildheu. Behutsam erklettern wir ihn und drücken uns tief in das würzige Heu. Von hier aus haben wir schon einen besseren Überblick.

Wir warten eine halbe Stunde, wir warten noch länger. Nichts rührt sich. Sollte er in dem Schilfmeer stecken, das sich da hinten nach dem Haff hin breitet?

„Versuchen wir's mit dem Ruf!“

Fritz nickt. Langsam pirscht er sechzig Schritte zurück, dann klettert er auf eine dicke Weide.

Hier holt er das Horn aus Birkenrinde hervor, auf dem er zu Hause oft den Brunftruf des Elches versucht hatte. Einer der Holzflößer, die in der Zeit vor dem ersten Weltkrieg tief aus dem Inneren Rußlands auf den Holzflößen bis hier in die Memelniederung herabgeschwommen kamen, hatte seinem Vater das Rufen beigebracht, und dieser hatte es seinen Sohn gelehrt.

U-o, u-o! Aus dem Sitz in den Weiden kommt von Zeit zu Zeit der Brunftschrei eines Elches. Von dem Schaufler aber ist nichts zu sehen oder zu hören.

Nun schiebt Fritz den Elchruf zwischen Rock und Hemd und ahmt ohne jede künstliche Hilfe das verlangende Mahnen einer brunftigen Elin nach.

Da, mir wird ganz heiß, da planscht es in dem Wasser eines Rohrtümpels. Da ist er! Er kommt aus einer anderen Richtung als der, aus der wir es vermutet hatten, aber immer noch mit günstigem Wind.

Ein paar Herzschläge lang bleibt er stehen, mitten in einem breiten Sonnenstreifen, und die mir abgewandte Schaufel leuchtet wie eine aus dunkelblauem Stein gemeißelte Schale. Dann zieht er heran. Bald muß er auf die Blöße kommen, und dann, dann habe ich ihn!

Nein, er biegt ab, er bleibt im Halbdunkel des Erlenwäldchens. Nur Teile der Schaufeln und des hohen Widerrists sind zu sehen. Für die Aufnahme muß ich ihn näher haben und möglichst ganz frei.

U-o, u-o stöhnt er kurz und ganz dumpf. Er ist voller Brunft. Das Glas bringt ihn zum Greifen nahe. Ich beginne zu zählen, aber immer wieder verschieben sich die Enden gegeneinander.



Eins, zwei, drei . . . zehn, elf! Endlich. Links zähle ich elf, rechts zehn Enden. Ein ungerader Zweiundzwanziger also. Er trägt prachtvolle Schaufeln; sie sind ebenmäßig gebaut, aber doch nicht von einer allzu gleichförmigen Regelmäßigkeit. Ein Hauptelch! Die Höhe seiner Kraft aber hat er noch nicht erreicht, er verspricht noch Besseres.

Da steht er mitten im Bestand und schlägt in brunftiger Auswallung mit seinen Schaufeln an eine Pappel, als wolle er sie dem Erdboden gleichmachen.

Fritz hat sich an den Baum geschmiegt, wie ein Marder, der mit der Rinde in eins zerfließen will. Wieder läßt er das Mahnen des Elchtieres hören.

Da wirft der Schaufler das Haupt empor und zieht dann auf die Weide zu. Aber er findet die Elin nicht, die da eben lockte. Wie alle Elche kann er nur schlecht in die Höhe äugen, und da er auch keinen Wind aus der Weide bekommt, glaubt er, die Elin stehe weiter draußen. Wie von einer magischen Kraft getrieben, zieht er nach den Wiesen, stöhnend wie ein Kranker. Schließlich verwindet er hinter einigen Erlen.

Wir pirschen ihm nach. Jetzt gilt es! Die Augen auf und aufgepaßt!

Da sind auch schon die Wiesen mit den eingestreuten Büschen. In einem von ihnen muß er stecken.

U-o, u-o, u-o . . . Da, aus dem Gebüsch dort kommen die Brunftrufe!

Fritz soll das Gestrüpp von links umschlagen und langsam durchgehen . . .

Zuerst steckt ein Kalb neugierig seinen Kopf heraus, lauscht zurück, dann folgt ein Tier, und beide ziehen gemächlich über die Wiese, ohne daß ich mich hinter meinem Busch auch nur rühre. Wird auch er kommen? Oder ist er schon, ohne daß wir es gemerkt haben, seitwärts ausgebrochen? Das Gelände ist so unübersichtlich, daß das gar nicht festzustellen ist. Oder brunftet dort gar ein anderer Elchhirsch?

Da, wie aus der Erde gewachsen, steht sein massiges Schaufelgeweih über einem grünen Sockel von Laub, und plötzlich bricht und prasselt es, als fege ein Orkan morsche Äste von den Bäumen.

Er kommt! So fein kommt er, wie ich mir das auch im Traum nicht besser wünschen könnte. Schnell, schnell die Entfernung eingestellt! Hoffentlich stimmt sie! Hoch! Abdrücken!

Voll selbstbewußter Kraft, stolz den breiten, starken Nacken und das schaufelbewehrte Haupt erhoben, trollt er aus dem Dämmer des Gebüsches gegen das Licht. Ist er nicht königlich?

Erlenwald und Schilfmeer nehmen ihn von neuem auf. Ich habe ihn nicht mehr wiedergesehen.

Wir fahren langsam auf dem Haff zurück. Die Möwen sind immer noch in der Luft. Wie tausend weiße Wimpel flattern sie vor der blauen Himmelskuppel zur Feier dieses Tages.

Aus „Ostpreußen erzählt“. Mit freundlicher Genehmigung des Verlages Gerhard Rautenberg, Leer.

## Vom Vogelzug in Rossitten

Professor Thienemann, der Thüringer, den die Kurische Nehrung und ihre Vogelwelt so beeindruckte, daß er für immer dort blieb, erzählt hier von den vielen verschiedenen Vogelarten.

Hinauf auf die Düne! Ein herrlicher Oktobermorgen ist angebrochen, und da kommen auch schon die ersten Vögel angezogen: ein paar Kleinvögel und Sperber eröffnen den Reigen. Jetzt steigt die rote Sonnenscheibe über der Wanderdüne empor, und da setzt ein gewaltiger Vogelzug ein. So weit das Auge reicht, eine ununterbrochene Krähenkette von Norden nach Süden die Nehrung entlang wandernd, meist Nebelkrähen, untermischt mit Saatkrähen und Dohlen; jetzt ein Flug Drosseln, meist Singdrosseln, aber auch Weindrosseln und Misteldrosseln sind darunter. Die Wacholderdrosseln kommen gern für sich allein in geschlossenen Zügen. Eben saust mit klirrendem Geräusch ein großer Schwarm Stare vorüber. Kaum sind sie von unsern Augen erfaßt worden, da entschwinden sie schon wieder hinter den Sandhügeln des Kupstengebietes. Sie fliegen von allen hier beobachteten Vogelarten am schnellsten (wir haben 74 Kilometer in der Stunde gemessen).

Dort Kleinvögel, in wippendem Fluge vorwärts strebend: Buch- und Bergfinken, Pieper, Hänflinge und (sollte man's glauben?) auch Sperlinge sind darunter. Also auch sie, die man für seßhafte Standvögel zu halten gewohnt ist, kleben nicht an der Scholle. Viele verlassen im Herbst, wenn die Nahrung knapp wird, die Rossitter Oase, um im Frühjahr dahin zurückzukehren, denn in jeder Zugperiode, auch im Frühjahr, werden ziehende Sperlinge bei Ulmenhorst, der Beobachtungsstelle der Vogelwarte, beobachtet. Dort, das sind Wildtauben. Wir müssen genau hinsehen, denn ihr Flugbild ist dem der Dohlen sehr ähnlich. — Wie das lustige Volk der Meisen zierlich durch die Luft tänzelt. „Dideli, dideli“ klingt es jetzt aus der Luft herunter. Die machen es uns leicht, sie melden sich vorschriftsmäßig an: Lerchen sind es; Feldlerchen und Heidelerchen. Da kommt wieder eine Anmeldung. Die kennt jedes Kind: Gänsegeschrei. Aber die herrlichen, gleichmäßigen Winkelformen der ziehenden Wildgänse sieht man immer wieder gern. Und was für Riesenwinkel beobachtet man hier zuweilen! — Aber die Vögel in jener Winkelform dort sehen ganz anders aus. Vorn die langen, in eine scharfe Spitze auslaufenden Häuse und hinten die weit überragenden dünnen Ständer. Da kommt auch schon die Anmeldung: Krü, krü! Kraniche! O, ihr werdet immer seltener, ihr stolzen Vögel. Die unerbittlich vorwärts drängende Kultur schränkt eure Brutgebiete immer mehr ein, und wenn unser armes Deutschland jetzt drangehen muß, jedes Fleckchen unkultivierten Landes urbar zu machen, um das tägliche Brot zu haben, wenn vor allem die Moore mehr und mehr schwinden, dann wird's euch schlecht gehen, ihr armen Kraniche. Aber ihr wißt ja nichts von solchen Sorgen. Ihr denkt nur an das Heute — und tanzt. Machen wir Menschen es nicht auch so? Aber die Perlen unserer Vogelwelt, die schon mehrfach an uns vorübergestrichen sind, haben wir noch gar nicht erwähnt, die Raubvögel! Die Sperber stellen die Masse. In

manchen Jahren ziehen wochenlang lose Sperberketten die Nehrung lang, und man könnte meinen, daß es im Hinterland zur Kurischen Nehrung — in den Ostseeländern und Nordwestrußland — von Sperbern geradezu wimmelt. Nein! Man darf sich durch die Massen auf dem Zuge nicht irreführen lassen. Man bedenke, über welche Riesengebiete sich die Zugsperber, die über die Nehrung drängen, als Brutperber im Frühjahr paarweise verteilen. Dann ist auch dort die Bevölkerung der Sperber sehr dünn gesät; und was vom Sperber gesagt ist, gilt auch für andere Zugvögel.

Dort schau, die Bussarde ziehen eben vorüber! Wie oft hört man sagen, daß es fast gar keine Bussarde mehr gäbe, und hier fliegen auf einmal gleich zwölf Stück vorbei, und zwar sowohl der nordische Raufußbussard als auch der gewöhnliche Mäusebussard. Und dort fliegen ein paar Weihen schwanken Fluges über die Kupstenhügel hinweg, die langen Flügel aus der Körperebene herausgehoben — daran erkennt man sie untrüglich und von weither. Aber jetzt schauen wir nach unserm Liebling unter den Raubvögeln empor, zum ritterlichen Wanderfalken; stets einzeln streicht er bei Ulmenhorst vorüber, doch zählen wir an manchen guten Tagen mehrere Dutzend davon. Man kann ihn wie ein Wahrzeichen der Kurischen Nehrung ansprechen, denn Wanderfalken von hier waren zur Ritterzeit als Beizvögel ganz besonders beliebt und wurden fremden Höfen oft zum Geschenk gemacht. Man sieht daraus, die Ausnutzung des Vogelzuges auf der Kurischen Nehrung geht schon Jahrhunderte weit zurück. Damals fingen eigens angestellte Leute diese seltenen Jagdvögel; heute gelangen Wanderfalken ab und an in die Netze der Krähenfänger, dann bringt man sie der Vogelwarte, die sie mit dem Ring versehen wieder aufsteigen läßt oder zuweilen als Beizvögel hier verwendet.

Das schönste Bild bleibt uns erst vorbehalten. Wir haben lange schon nach ihm ausgeschaut, jetzt soll unsere Hoffnung erfüllt werden. Da erscheint plötzlich mitten unter den Krähen ein großer, dunkler Punkt; schnell kommt er näher. Die Flügel wie ein Drache ausgebreitet, die ersten Schwungfedern weit gespreizt: ein Adler, ein stolzer Seeadler. Jetzt äugt er unsern Uhu, den wir mitgenommen, und stürzt pfeilschnell herunter. Auch der Uhu ist im Nu von seiner Krücke herabgesprungen. Und nun sitzen sich die beiden gewaltigsten Recken der deutschen Wälder gegenüber mit vorgestreckten Fängen, auf die Stoßfedern gestützt, kampfbereit. Wenige Augenblicke genießen wir dieses Kampfbild, dann springe ich besorgt zu und nehme meine „Hanne“ unter den Arm, indes der Adler mich aus nächster Nähe umkreist. So geht der Zug ununterbrochen weiter, und der Mensch steht und staunt ob dieses großartigen Schauspiels der Natur.

Entnommen dem Buch „Rossitten“ v. Prof. Thienemann, mit freundlicher Genehmigung des Verlages J. Neumann-Neudamm, Melsungen.

## Die wilden Schwäne

Hier schildert Sanden ein Erlebnis aus seiner Jugend. Dicht über ihm ziehen wilde Schwäne vorbei, ein unvergeßlicher Anblick.

Es war noch dunkel und von Gänsen nichts zu sehen und zu hören. Aber das Wasser war gestiegen. Der Heuberg war davon ganz umgeben. Ich watete hindurch, erkletterte ihn und wühlte mich oben hinein, daß nichts von mir bemerkt werden konnte. Ich selbst sah aber durch einen leichten Schleier von Heuhalm alles.

Eine nächtlich-dunkle Vorfrühlingslandschaft umgab mich. Im Osten hatte der Himmel einen schwachen hellen Schein. Sein Spiegelbild lag vor mir auf dem Wasser. Als schwarze Silhouetten ragten ein paar alte Kopfweiden daraus empor. Auf den Wiesen war kein Leben. Die Lerchen schliefen, die Gänse schwiegen, nur ein verllorener Kiebitzlaut drang an mein Ohr. Der milde Nachtwind strich um meinen Heuberg und bewegte einzelne lose Halme vor meinen Augen. Ich freute mich, daß ich nicht zu spät gekommen war, keine Gänse verscheucht und bei der Dunkelheit überhaupt keine Unruhe in meine Umgebung gebracht hatte. Warm und weich lag ich in meinem Heu als ein Teilchen der Natur, ganz geöffnet für alle Eindrücke, die sie mir geben wollte.

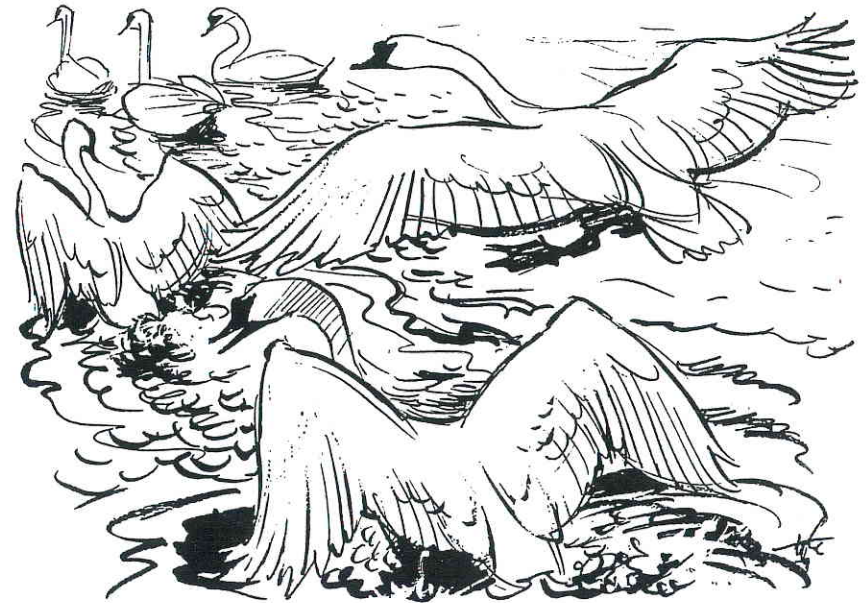
Heller und heller wurde der östliche Himmel. Lange blieb alles ohne Farben. Einzelne Lerchen sangen. Dann trafen erste Sonnenstrahlen ein Wölkchen über dem Horizont. Die Farben waren da! Das Rot in den Wolken, der Widerschein im Wasser, das Bläßblau des Himmels, das Braungrün der Wiesenstreifen und das Dunkelviolett der Ackerbreiten zu meiner Rechten.

Wie die Ankündigung des kommenden Tages durchdrangen laute melodische Rufe das Land. Aus der Mitte des Wiesengebietes kamen sie von einer kleinen flachen Insel. Kraniche auf dem Zuge waren zur Nacht dort eingefallen. Nun grüßten sie, wie sie es immer tun, das kommende Licht, die höher steigende Sonne.

Der Morgenzug der Enten hatte begonnen. Zu Tausenden schwärmten sie paarweise in kleinen und größeren Scharen über dem Überschwemmungsgebiet. Von ihren Flugbildern war die Luft erfüllt und von dem Geräusch ihrer Flügel. Auch die Gänse wurden lebhaft. Sie schrieten von verschiedenen Standorten her durcheinander. Einzelne Trupps erhoben sich und zogen durch das helle Morgenlicht zu den grünen Wintersaaten der Umgebung.

Die Sonne sah noch nicht über den Horizont. Keiner ihrer Strahlen hatte bisher Land und Wasser berührt. Aber weit konnte sie nicht mehr sein. Die Spitzen der Kopfweiden um mich auf dem Heuberg mußte sie zuerst erreichen. Die hohe Krone der krausen Linde lag hinter mir. Das war wohl der höchste Punkt, aber ich konnte ihn nicht sehen.

Vom Himmel herab drang ein neuer Ton an mein Ohr. Ich kannte ihn nicht. Es mußte das Flügelgeräusch großer Vögel sein. Märchenhaft schön klang das. Ich sah empor. Da zogen siebzehn Schwäne von Nord her gegen den Südwind. In ihrer Höhe schien die Sonne. Rötlich glänzten die weißen schlagenden Schwingen. Gebannt war ich von dem Anblick. So etwas hatte ich noch nie gesehen. „Lieber Gott, lasse sie nicht fortfliegen, lasse sie noch einmal wiederkommen!“



Und die Schwäne flogen nicht fort. Einen weiten Bogen beschrieben sie über dem Hochwassergebiet. Dann kamen sie zurück und kreisten lange über mir und der krausen Linde. Ich hatte mich auf den Rücken gedreht, lag bewegungslos und sah ihnen durch einen dünnen Schleier von Heuhalm zu.

Mit jedem Kreis, den sie beschrieben, kamen sie tiefer. Es war, als wollten sie alles unter sich genau erkunden. Ich sah ihre schwarzen Augen, die schwarzen Nasenhöcker, die rotgelben Schnäbel und die wie Steuer aus schneeweißem Gefieder hervorragenden dunklen Ruder.

Jetzt waren sie in meiner Höhe. Aus der Dreiecksordnung hatten sie sich aufgelöst. In loser Schar flogen sie so nahe über mich hinweg, daß ich den Hauch ihrer Schwingen fühlte, und der letzte Schwan, der wohl der tiefste war, mir mit seinem rechten Flügel die losen Heuhalme von meinem Gesicht fortwehte.

Die Schwäne wollten bei mir landen. Im Bogen kamen sie zurück. Mit vorgestreckten Rudern und gewölbten Flügeln gingen sie in den roten Strahlen der Morgensonne brausend auf dem Wasser nieder.

Es war für mich ein so ungeahnter, überwältigender Anblick, daß ich fast einen körperlichen Schmerz fühlte. An Schießen dachte ich nicht, obgleich es auch mit einer Teschingkugel von Erfolg gewesen wäre. Die nächsten Schwäne waren kaum zehn Schritte entfernt. Ich lag still und staunte über die rosig überhauchten, großen, weißen Vögel, beherrscht von zwei Gedanken: Lieber Gott, ich danke dir! und: Wenn ich das noch meiner Mutter zeigen könnte!

Stundenlang habe ich das Bild der Schwäne in nächster Nähe vor mir gehabt. Die Sonne stand hoch, als ein Wagen an der krausen Linde vorüberfuhr, und die Schar sich schwimmend entfernte. Da bin ich erst von meinem Heuberg heruntergeklettert und nach Hause gegangen.

Entnommen dem Band von Walter von Sanden  
DAS GUTE LAND — Erschienen im Verlag Gräfe und Unzer, München.

## Rominten, wie wir es lieben

Der bekannte Oberforstmeister Walter Frevert, letzter Leiter des weit über die Grenzen Ostpreußens bekannten Jagdreviers erzählt uns Erlebnisse aus den verschiedenen Jahreszeiten.

Rominten — das sind wogende Fichten- und Kiefernwälder, Rominten — das sind erlenumsäumte, einsame, grünleuchtende Wiesen, Rominten — das sind stille Waldseen mit Hecht und Schleie, mit Aal und Krebsen, Rominten — das sind murmelnde Wasser, die im Mondlicht gleißen, Rominten — das sind stille Brüche mit Porst und Rauschbeere, Rominten — das ist Stille und Ferne vom Hasten der Zivilisation, Rominten — das ist das Schreien des Hochgeweihten und seiner Minnezeit, Rominten — das ist das Trompeten der Kraniche, das Puitzen und Quorren der Schnepfe, das Klingeln der Wildente, das Meckern der Bekassinen, Rominten — das ist blauender Herbsthimmel mit goldenen Birken und Aspen und feinen weißen Spinnwebefäden, Rominten — das ist tief verschneiter Forst, mit den vor Kälte knackenden Bäumen, mit dem Rufen der Wodansvögel, Rominten — das ist heulender Sturm mit stiemendem Schnee und dem Dampfen der Pferde und dem Geläut der Schlitten. Rominten — das ist Büchsenknall und Hörnerklang, Rominten — das ist das einzige Paradies, welches uns geblieben ist — — das Paradies der Erinnerung!

### Das schönste Rotwildrevier

Die Rominter Heide ist dem Jäger und Naturfreund in der ganzen Welt zu einem Begriff geworden, jedem Ostpreußen gilt sie als Perle im reichen Kranz der Sehenswürdigkeiten seiner Heimatprovinz. Fünfundzwanzigtausend Hektar ist die Rominter Heide groß, ein geschlossenes riesiges Waldmeer im weiten Feld gelegen. Über tausend Hektar waren davon Wiesen, die kilometerlang die zahlreichen Bäche und Flüsse umsäumten, teilweise auch wie einsame kleine Inseln verstreut im Walde lagen. Viele Seen und Teiche geben der Landschaft Abwechslung und vermitteln den hohen Reiz, den nur die östliche Landschaft mit ihrem vielen Wasser ausüben kann und den man im Westen Deutschlands so sehr vermissen muß. Ich habe nur zehn Jahre in der Rominter Heide gelebt und gewirkt — zu kurz für ein ganzes Menschenleben, aber lange genug, um dieses herrliche Gebiet aus heißem Herzen zu lieben. Als ich die Leitung der Rominter Heide übernahm, sagte mir Göring: „Ich übertrage Ihnen das schönste und beste Rotwildrevier Europas, — nein der ganzen Welt.“ Und er hatte bestimmt nicht übertrieben. Viele Tausende besuchten jedes Jahr die Rominter Heide, angelockt von dem herben Reiz dieser Landschaft, von der großen jagdlichen Geschichte und den starken Hirschen dieses einmaligen Reviers. Die übliche Touristentour des Besuchers aus dem Reich führte über die Nehrung, Trakehnen, Rominten, Tannenbergraben und die masurischen Seen. Dieser Weg ging durch ein urdeutsches Land. Wie oft habe ich während der Hühnerjagd mit meinen Hunden am großen litauischen Grenzgraben gesessen und gefrühstückt, — seit siebenhundert Jahren war diese Grenze unverändert deut-

sche Grenze gewesen. Wo im Westen unseres Vaterlandes gibt es eine Grenze, die seit siebenhundert Jahren nicht verschoben wurde!

Schon die Hochmeister des Deutschen Ritterordens jagten in der „großen Wildnis“, zu der die Rominter Heide damals gehörte. Später kamen die Herzöge von Preußen, der Große Kurfürst, Prinz Friedrich Karl von Preußen und Kaiser Wilhelm II. Viele Banner und Fahnen haben über diesem Jagdgebiet geweht: Unter dem Kreuz des deutschen Ordens waidwerkten die Hochmeister, die preußische Herzogsfahne und die kurfürstlich brandenburgische Banner wehten über der „Romittischen Jagdbude“, die schwarz-weiß-rote Fahne und die Kaiserstandarte standen über dem „Jagdhaus Rominten“, unter der schwarz-rot-goldenen Fahne der Weimarer Republik pürschten hier die preußischen Minister, und über dem „Reichs-Jägerhof“ flatterte das Hakenkreuz im Winde, — bis unter Hammer und Sichel alles vernichtet wurde.

### Frühling über Nacht

Der Frühling war in der Rominter Heide, wie überall in Ostpreußen, kurz, aber innerhalb der Heide wirkte sich das besonders kraß aus. Wenn der Schnee draußen auf den Feldern schon längst verschwunden war und auf den Höfen und Gütern der Pflug durch die Ackererde ging, dann lag in der Heide selbst fast immer noch Schnee. Dieser war auf den Waldwegen sehr festgefahren, und es dauerte lange, bis die dicken vereisten Schneeschichten auftauten. In dieser Zeitspanne war es sehr schwierig, das Revier zu bereisen, weil man außerhalb des Waldes nicht mehr mit dem Schlitten fahren konnte, innerhalb des Waldes noch nicht mit dem Jagdwagen. Wir halfen uns dann so, daß der Pferdeschlitten am Waldrande in einer Dichtung stehen blieb und man vom Wagen auf den Schlitten umspannte. Oft dauerte dieser Zustand mehrere Wochen. Innerhalb von zehn Jahren erlebte ich es zweimal, daß wir noch zu Ostern Schlitten fahren konnten, und wenn wir in dieser Zeit „ins Reich“ fuhren und in Berlin schon alles grünte und blühte, kam man sich in Ostpreußen schon etwas sibirisch vor. Aber wenn es endlich soweit war, dann entschädigte die Natur den Menschen für die lange Winterzeit mit Wundern des erwachenden und wachsenden Lebens, dann holte sie in wenigen Wochen alles Versäumte nach, und man stand jedes Jahr wieder staunend und bewundernd vor diesem herrlichen, fast über Nacht kommenden östlichen Frühling.

Für uns Jäger winkte nach einer längeren jagdlosen Zeit nun der Schnepfenstrich. Leider hatten wir nicht erreichen können, daß eine andere Schußzeit festgesetzt wurde als im Reich, und so begann auch bei uns schon am 16. April die Schonzeit. Oft wurde es der 10. oder gar der 11. April, bis die Vögel mit dem langen Gesicht eintrafen, und fast jedes Jahr wanderte man schon vierzehn Tage zu früh abends hinaus in die Schackummer Eichen oder die Malekristis, weil vielleicht ja doch schon eine Schnepfe da sein konnte. Es geht bei dem abendlichen Schnepfenstrich weniger um das Schießen, — das Erleben des ersten Frühlings war das Wesentliche. In der Ferne trompeteten die Kraniche — mehrere Paare horsteten jedes Jahr in der Heide —, von den nahen Wiesen und Feldern erscholl der Ruf der Kiebitze, hoch über einem klingelten die Paarenten, und im Sturzflug erklang der meckernde Balzton der Bekassinen. Die Drosseln flöteten und sangen ihr Liebeslied und übertönten das Singen und Zwitschern der Meisen, Buchfinken und vieler anderer Kleinvogelarten, vom nahen Altholz erscholl das immer wieder schaurig klingende Hu, hu, hu, des Waldkauzes, und dann

kam die erste schaukelnden Flugs Pst, Pst — — quorr, quorr — über die Eichwipfel gestrichen, — es war eine Hochzeitssymphonie der Vogelwelt, die man nie wieder vergessen kann.

Nun setzte eine Periode intensiver Arbeit ein. Die Zeit zur Bestellung war nur kurz, sowohl für die Landwirtschaft als auch für den Wald. In wenigen Wochen mußte bei der kurzen Vegetationszeit das Pflanzen und Säen durchgeführt werden, und da wir Forstleute sämtlich Landwirtschaft betrieben und gleichzeitig Forstkulturen in großem Umfang durchführen mußten, kam man kaum zur Besinnung.

#### Die weißen Nächte

Und dann kam die herrlichste Zeit des ganzen Jahres, die Zeit der weißen Nächte. Nie wieder habe ich ein solches Lebensgefühl empfunden, nie wieder war man so mit Energie und Lebensfreude geladen und von solchem Optimismus beseelt wie in dieser Zeit, wenn es nur für wenige Stunden dunkel wurde, wenn in der Natur ein Wachstum herrschte, daß man sehen konnte, wie von heute auf morgen alles emporschöß, wenn Blüte und Reife unmittelbar aufeinander folgten, wenn man kaum Schlaf brauchte, wenn man früh um zwei Uhr schon aus dem See die Nachtschnüre aufnahm, an denen die fetten Aale sich krümmten, wenn man anschließend auf den Rehbock pürschte, tagsüber seiner Arbeit nachging, abends wieder im Wald pürschte oder Reusen und Stellnetze auf Hechte und Schlei stellte, um schließlich die wenigen Nachtstunden beim Schlutzen und Trillern des Sprossers zu durchzehen. Seitdem ich hier im Westen lebe, packt mich niemals die Sehnsucht nach dem herrlichen Ostpreußen, nach meiner Wahlheimat, so sehr wie zur Zeit der weißen Nächte.

Der Hochsommer brachte jedes Jahr die Stangenparade. Alle Abwurfstangen der Hirsche wurden zusammen mit den Vorgängern der früheren Jahre nach Rominten gefahren und dort auf einer großen Wiese ausgelegt. Man konnte von diesen Knochenmassen, die da auf Leiterwagen zusammengefahren wurden, nachts träumen: ein Wald von Enden, Stangen und Kronen bedeckte die Wiese. Auf den Stangenparaden, die zur Belehrung und Unterrichtung sehr wichtig waren, wurden die Hirsche bestimmt, die in der bevorstehenden Brunft abgeschossen werden sollten. Die älteren Hirsche hatten meistens Namen, aber gelegentlich kam es vor, daß Abwürfe so ähnlich waren, daß man sie nicht identifizieren konnte. Die Namen waren zum Teil weit hergeholt; so gab es einen Cäsar und einen Ablegat, einen Theoderich und einen Unnussel und zahllose andere. Auch die militärischen Dienstgrade wurden zur Namensgebung herangezogen, es gab einen Rekrut, einen Leutnant, einen Oberst und einen Marschall. Der Leutnant entwickelte sich besonders gut, und in jedem Jahr wurde bei der Stangenparade derselbe Witz gemacht, daß man ihn nun langsam zum Oberleutnant befördern mußte.

Nachdem zu Ende des achtzehnten und in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts der Rotwildbestand stark zurückgegangen war, kam als erster Hohenzoller wieder Prinz Friedrich Karl von Preußen nach Rominten, um dort zu waidwerken, und später Kaiser Wilhelm II., unter dessen Regierungszeit Rominten das weltbekannte Rotwildrevier wurde. Nach der Revolution 1918 waren es die preußischen Minister, die hier jagten, darunter der Ministerpräsident Otto Braun. Ab 1933 beschlagnahmte Göring in seiner Eigenschaft als preu-

bischer Ministerpräsident die Heide als sein Jagdrevier, so ist Rominten jahrhundertlang mit der Geschichte Preußens eng verbunden gewesen.

Rominten war das Rotwildrevier Europas. Nirgends sonstwo wuchsen so starke, formschöne und edle Geweihe wie in diesem Jagdparadies. Viele Prominente des In- und Auslandes haben hier die Büchse geführt und kapitale Trophäen erbeutet.

Man wußte nicht zu sagen, welche Jahreszeit in der Heide am schönsten war. War es der Spätherbst mit seinen Indianer-Sommertagen, mit seinem tiefblauen Himmel, seinen leuchtend grünen Wiesen, mit dem Schwarz der dunklen Fichtenwälder und mit den berauschend goldenen Birken und Aspen, mit den weißen Spinnwebefäden und mit der ganzen üppigen letzten Schönheit des scheidenden Sommers, — oder war es der Winter mit seinen tief verschneiten Beständen, mit seinen hohen Schneewächten, mit seinen fröhlichen Treibjagden auf Hase, Fuchs und Sau, mit seinem Geläut der hetzenden Meute, mit seinen lautlosen Schlittenfahrten hinter edlen ostpreußischen Pferden, denen bei der Kälte der Atem wie weißer Reif auf das dichte Haar fiel? Wieviel schöne Erinnerungen tauchen auf, wenn ich an die Winter in der Rominter Heide denke!

Mit freundlicher Genehmigung der Redaktion des Ostpreußenblattes.



## Das Opfer

Großartig ist hier die Sage aus der Schwedenzeit gestaltet, in der erzählt wird, warum es an unserem Ostseestrand keine Heringe mehr gibt. Zur Zeit des Großen Kurfürsten, also im 17. Jahrhundert, landeten die Schweden in Ostpreußen. Damals gab es im Samland noch alte Fischer, die in den Glauben der alten Preußen zurückfielen und deren Göttern opferten.

Der Amtmann saß im Saale, da kamen sie langsam herein,  
Spuckten aus und zogen die Mützen, sie kamen zu zweien und drein,  
Vierschrötig, kurzbeinig und sonnverbrannt, an die hundert Mann.  
Sie schoben sich vor den Richtertisch und starrten den Amtmann an.  
Sie rochen nach Salz und Seewind, sie rochen nach Kienrauch und Teer.  
Der Amtmann schnitzte am Federkiel: „Willem Pönopp, komm mal her,  
Es geht durchs ganze Samland über dich ein groß Geschrei;  
Der Willem verlockt die Fischer zu heidnischer Zauberei.  
Ich bin kein Pfaff und kein altes Weib und schreie nicht Mord und Zeter,  
Auch ward das Holz seit der Schwedennot zu knapp für Missetäter,  
Ich ließ mit Birkenruten dich schlagen hageldicht,  
Doch jetzt von eurem Teufelswerk gib mir genau Bericht.“

„Herr Amtmann weiß wie wir selber, der Schwede lag  
Vor Dirschkeim auf dem Wachbudenberg Tag um Tag.  
Wir sahn seine Feuer rauchen und sahn auf der See  
Seine großen Schiffe schaukeln und schrien Ach und Weh.  
Wir rannten in die Kirche und sangen vor Angst verstört.  
Aber Gott und sein Sohn Jesus haben uns nicht gehört.  
Der Schwede mit seinen Netzen fing unsere Fische fort  
Und lauerte satt und gierig auf dem Berge dort.  
Da sprachen wir untereinander: ‚Er traut noch nicht ins Land,  
Aber weil er Fisch wie ein Reiher frißt, weicht er nicht vom Strand.‘  
Und ich sagte: ‚Ich weiß Einen der kann die Fische vertreiben —  
Dann können die blaugelben Räuber sehen wo sie bleiben.‘  
Da sprachen die anderen: ‚Wer ist das?‘ Wurden still und sahen sich an,  
Doch als der Abend kam da waren wir hundert Mann.  
Wir gingen vor Mitternacht auf die Heide nach Rantau zu,  
Samel Supplit, der führte uns. Nun Samel erzähl du.“

Der Alte trat vor. Er war neunzig Jahr, wolfhager mit wirrem Haar:  
„Ich kannte die Grube im Heidekraut wie dunkel es war.  
Meine Väter erwachten in meinem Blut, mein Fuß stand im Grund,  
Und sie stammelten fremde Worte durch meinen Mund.  
Und ich streckte die Hand aus und faßte den heiligen Stein.  
Da steckten wir Fichtenreisig rings in den Sand hinein  
Und spähten ins Dunkel und riefen ob kein Weib uns schau,  
Denn vor ihm, der den triefenden Mond füllt, ist unrein die Frau.“

Und ich warf über meine Jacke das weiße Gewand,  
Da zuckte das Feuer im Reisig und wir knieten im Sand;  
Und ich sprach: ‚Du Gott unsrer Väter, dem dies Feuer brennt,  
Du Herr des salzigen Wassers den kein Name nennt,  
Du, dem alles gehört was glitzernd die Flossen regt,  
Du, der auf dem Haupt den erstarrten Honig des Meeres trägt,  
Du, aus dessen Samen dies Land und wir alle gekommen, —  
Sieh, der Schwede kam, der Feind, über deine Fluten geschwommen.  
Er sättigt sich räuberisch an unserm Fang.  
Er folgt dem mächtigen Lachs im Frühling die Küste entlang.  
Die weiße Flunder, den fetten Dorsch gab ihm deine Gunst,  
Für ihn kochten milchig die Wellen von des silbernen Herings Brunst.“

Sieh, du hast lange gedurstet. In deinen Stein  
Rinnt wieder des jungen Widders dampfendes Blut hinein.  
Wir gießen wieder darüber das Bier und den Met,  
Hilf deinem bedrängten Volke, das zu dir fleht,  
Von dem habgierigen Räuber nimm sein letztes Glück, —  
Vater, von unserem Strande zieh die Fische zurück!‘

Und wir heulten laut auf vor Kummer und lagen im Sand,  
Und als wir mit Zagen uns hoben da hatte der Wind sich gewandt.  
Hell schien der Mond und über die See zog der Nebel her  
Wie ein weißes Netz, das der Fischer zieht — und das Netz war schwer.

Da gingen wir stumm nach Hause. Du weißt was dann kam  
Wie der Schwede am siebenten Tag den Kurs nach Norden nahm.  
Ihm folgten wie Schneegestöber die Möwen nach,  
Denn das Meer war wie die Düne — alles Lebens brach.“

Da sprach der Amtmann: „Des Lebens brach blieb's bis zum heutigen Tag.  
Palmarum ist morgen, und aufgezehrt ist was im Keller lag.“

Die letzten Erbsen verfaulten, ans Fenster klopft die Not,  
Wir backen wie Anno sechzig wieder Borke ins Brot.  
Eure Netze und eure Körbe und eure Taschen sind leer,  
Es ritt seit Wochen von Königsberg kein Händler her,  
Und wollt ihr nicht verderben alle mit Weib und Kind  
So schafft die Fische wieder her und tut's geschwind.  
Doch Willem Pönopp und Samel Supplit, — dies eine sag ich euch gleich,  
Trefte ich euch beide zu Sankt Lorenz am Kirchensteig  
Oder seh ich euch im Kirchenstuhl und wenn's Karfreitag wär, —  
Ihr seht vom Galgen noch selben Tags bei Rantau übers Meer!"  
Zu Sankt Lorenz in der Kirche am Ostersonntag danach  
Vor zwanzig alten Weibern der Herr Pfarrer sprach.  
Die räudigen Schafe fehlten, doch die gerechten dazu,  
Selbst die Orgel droben hielt heute Ruh.  
Es lag kein Kutter, es lag kein Boot am Strand im Frühlingsglanz,  
Alle Segel waren draußen von Dirschkeim bis Cranz.

Sie folgten dem mächtigen Lachs die Küste entlang,  
Und ihre Netze zerrissen — so reich war der Fang.  
Es flog in schimmernden Scharen kreischend die Möwe her,  
Und vor ihr in den Tiefen zog die milchweiße Flunder her.  
Da qualmten die Räuchergruben Tag und Nacht übers Land,  
Stange an Stange stand im Wind und dörrte im Sand.  
Und es kam der breite Dorsch, dicht wie ein Bienenschwarm,  
Es triefte von seinem Fett der Frauen brauner Arm,  
Ihre Schürzen starrten wie Panzer von den Schuppen schwer.  
Und die Männer standen und spähten hinaus aufs Meer.  
Willem Pönopp sprach: „Seit Tagen liegen draußen die Späher,  
Der silberne Hering zieht jede Stunde näher  
Bald künden die Freudenschüsse rollend unser Glück — —“  
Aber der silberne Hering kam nie mehr zurück.

Zeichnungen: Wilhelm Eigner

Entnommen aus dem Band „Gesammelte Gedichte“. Erschienen im  
Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf-Köln.